

# DER STAAT ALS STIMME UND KÖRPER<sup>1</sup>

Ulrich Haltern

Tagungen zu Pierre Legendres Werk und die Einleitungen zu den Büchern, die solche Tagungsbeiträge sammeln, beginnen üblicherweise mit dem Hinweis auf den beklagenswerten Zustand der Rechtstheorie und die intellektuelle Sonderstellung Legendres. Das ist immer ein wenig peinlich, da die Konferenzteilnehmer und Buchveröffentlicher ja Legendre lesen und an ihn anschließen, also selbst an dieser Sonderstellung teilhaben wollen. Aber alle Peinlichkeit beiseite: Ja, die Rechtstheorie scheint auch mir in nicht bestmöglichem Zustand, und ja, auch ich habe Legendre gelesen und fühle mich als Ausnahme, weil ich, so wie Sie, Schüler und Bewunderer des Werkes von Pierre Legendre bin. Die Lage ist nicht mehr so schlimm wie vor 15 Jahren, als Peter Goodrich die allgemeine Vermutung widerlegen

---

1 Ich belasse es beim Vortragsstil. Der Vortrag geht zurück auf mein Buch *Obamas politischer Körper* (Berlin 2009). Hier findet sich auch eine ausführlichere Analyse sozialer Imaginationen des Politischen.

Von besonderem Wert waren für mich – neben Legendres *Le désir politique de Dieu* – die folgenden Werke: Paul W. Kahn: *Out of Eden: Adam and Eve and the Problem of Evil*. Princeton 2007; ders.: *Putting Liberalism in Its Place*. Princeton 2005; ders.: *The Reign of Law: Marbury v. Madison and the Construction of America*. New Haven 1997; Ernst Cassirer: *Vom Mythos des Staates* [1949]. Hamburg 2002; Peter Berghoff: *Der Tod des politischen Kollektivs*. Berlin 1997; George B. Forgie: *Patricide in the House Divided*. New York 1979; Harry V. Jaffa: *Crisis of the House Divided* [1959]. Chicago 2009.

Der Verweis auf Peter Goodrich am Anfang bezieht sich auf seinen Aufsatz *Translating Legendre, or, The Poetical Sermon of a Contemporary Jurist* (in: *Cardozo Law Review* 16 [1995]), S. 963 ff.). Der Verweis auf Charles Taylor zielt auf sein *Modern Social Imaginaries* (Durham 2004) und sein *A Secular Age* (Cambridge [Mass.] 2007, S. 159 ff.).

Der Verweis auf Rudolf Otto nimmt auf *Das Heilige* [1917] (München 2004), der Verweis auf Marc Bloch nimmt auf *Die wundertätigen Könige* [1924] (München 1998) Bezug. Der Verweis auf Ernst Kantorowicz meint sein Buch *Die zwei Körper des Königs* [1957] (Stuttgart 1992). Die Worte Hitlers entstammen seiner Rede vor den politischen Leitern beim Reichsparteitag 1936; ich entnehme sie dem Aufsatz von Hubert Cancik: »Wir sind jetzt eins«: Rhetorik und Mystik in einer Rede Hitlers (Nürnberg, 11.9.1936). In: Günter Kehr (Hg.): *Zur Religionsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland*. München 1980, S. 13 ff.

Abraham Lincoln zitiere ich nach der Sammlung von Roy P. Basler (New York 2001). Obamas Buch *The Audacity of Hope* ist 2006 in New York und 2007 unter dem Titel *Hoffnung wagen* in München erschienen. Obamas Reden sind vielfach gesammelt, u. a. Raoul Heinze/Christian Meyer (Hg.): *Inspire a Nation* (bilingual edition). Leipzig 2009.

Alle hier verwendeten Übersetzungen stammen vom Verfasser.

musste, es gebe Legendre nicht. Pierre Legendre ist inzwischen ein institutioneller Machtfaktor. Und mit viel Geduld und einiger Unwiderstehlichkeit – fast wie ein kluger Virus – verbreiten sich seine Ideen und sind Ausgangspunkt für Exegesen und mehr Ideen.

Ich knüpfe nicht exegetisch, sondern lose an Legendre und seine Themen an. Sie kennen sie alle: Stimme und Körper, Fleisch und Wort, Recht und Liebe, säkular und postsäkular, die Religion, die Genealogie, Subjekt und Objekt und Momente des Einswerdens, die Schrift des Rechts auf dem Körper, das Bild. All dies sollen auch meine Themen heute sein.



*Abb. 1: Sind wir Teil des souveränen Körpers oder stehen wir dem Souverän gegenüber und schauen ihm in die Augen? Sehen wir einen Körper oder unzählige? We are One? Obama am 18.10.2008 in St. Louis, Missouri.*

Ich möchte sie durcharbeiten an einer Situation, an die sich der eine oder andere von Ihnen erinnern mag, vielleicht sogar aus erster Hand. Am 24. Juli 2008 – an einem Donnerstag, mitten in der Woche – strömen weit mehr als 200.000 Deutsche zur Siegestsäule in Berlin, um Barack Obama sprechen zu hören; gerechnet hat man in der Bundesregierung mit 10.000. Die Stimmung gleicht bereits Stunden vor dem Auftritt Obamas einem Volksfest. Obama redet etwa 30 Minuten lang. Er spricht über die Luftbrücke 1948, zitierte Ernst Reuters »Völker der Welt, schaut auf diese Stadt!«, und geht die Themen der internationalen Beziehungen durch: Atomwaffen, internationaler Drogenhandel, Somalia und Darfur, Afghanistan, internationaler

Terrorismus, Klimapolitik, Kampf gegen Folter und für Menschenrechte. Es ist eine emotionale Rede, die große Ziele setzt. Die Berliner antworten im Chor »Yes, we can!«. Politiker des gesamten Parteienspektrums äußern sich hinterher beeindruckt und halten mit Obama die Probleme der Welt nur dann für lösbar, wenn Europa und Amerika zusammenstehen. Die Beliebtheitswerte Obamas sind und bleiben phantastisch. Warum?

Eine Deutung ist der emphatische Internationalismus und Multikulturalismus, den Obama herzeigt. Natürlich – all diese Probleme sind nicht national in den Griff zu bekommen. Diese Logik ist so bezwingend, und spiegelt in ihrer vernünftigen Selbstverständlichkeit unsere Sensibilitäten so genau wider, dass es keine Alternativen zu geben scheint. Indem Obama dies mit dem Eingeständnis verbindet, dass »Amerika dies nicht allein kann«, hebt er sich wohltuend von der messianischen Politik seines Vorgängers ab, zur Erleichterung der meisten Deutschen. Auch die persönliche Herkunftsgeschichte, mit der Obama, wie häufig, seine Rede eröffnet, signalisiert das Gegenteil des Provinziellen, das George Bush mit sich trug, und beglaubigt körperlich das, was viele Deutsche in den internationalen Beziehungen entdecken: Hybridisierungen, unkalkulierbare Anlagerungsprozesse, Fragmentierung von Identitäten, Grenzverschiebungen, -überschreitungen und -auflösungen. Deutschland jubelt, weil es jemanden vor sich sieht, dessen kommunikative Fähigkeiten bekannt und bewundert sind, der mit Worten Gemeinsamkeiten sichtbar macht und dadurch Konsens und Einheit herstellt, der durch Taten Gutes und Fortschrittliches bewirkt, der nachdenklich, intelligent, charismatisch und zugleich unendlich cool ist. Deutschland sieht einen Weltbürger vor sich, der deutsche und europäische Einsichten teilt, wenn er von »global citizenship« und »common humanity« spricht. Obama repräsentiert das Ende des amerikanischen exceptionalism, ein Zur-Vernunft-Kommen Amerikas, eine Europäisierung des amerikanischen Begriffs des Politischen, der nun endlich Dinge wie Umweltschutz und Menschenrechte ernst nimmt und die rechtsfreien Räume, die Ausnahmezustände des Politischen, schließt. Obama ist eine amerikanische Version des Europäers, nur charismatischer.

Ich meine, es ging exakt um das Gegenteil: Obama ist – bei aller geteilter Sensibilität – ein Amerikaner, und genau deshalb jubeln ihm die Deutschen zu. Er bringt mit sich einen völlig anderen Begriff des Politischen, eine ganz andere Vorstellungswelt politischer Existenz, ein ganz anderes Universum politischer und rechtlicher Bedeutungen. Diese Begriffe, Welten und Bedeutungen unterscheiden sich fundamental von denen Deutschlands. Wollte man mit Ernst Cassirer formulieren, könnte man von unterschiedlichen symbolischen Formen des Politischen sprechen. Wollte

man mit Charles Taylor formulieren, könnte man von unterschiedlichen sozialen Imaginationen (*Social imaginaries*) sprechen. Wollte man eine religiöse Analogie wählen, könnte man schließlich formulieren, dass Obamas Begriff des Politischen katholisch ist, während Deutschlands Begriff des Politischen protestantisch-reformiert ist.

Dies will ich in folgenden Schritten untermauern. Zunächst gehe ich auf die Unterscheidungen von Verantwortung und Loyalität sowie Arbeit und Opfer ein. Obama und der amerikanische Vorstellungsräum des Politischen kennen jeweils beides, der deutsche kennt nur eine Hälfte. In einem zweiten Schritt versuche ich zu zeigen, dass der amerikanische Begriff des Politischen den Staat als Organismus versteht und politische Identität als Teilhabe am Staatskörper konzipiert. Ich begründe auch genealogisch, warum dies in den USA noch plausibel ist. In einem dritten Schritt schließlich will ich den Gegensatz zu Deutschland, und vielleicht Europa, zeigen, wo der Körper des Souveräns invisibilisiert ist und nur noch die Stimme des Souveräns vernehmbar ist. Auch hier versuche ich eine genealogische Herleitung.

#### 1. LOYALITÄT/VERANTWORTUNG, ARBEIT/OPFER, SOUVERÄNITÄT

Denken wir zurück. Barack Obama tritt als erster Schwarzer das Amt des Präsidenten der USA an. Es ist der 20. Januar 2009. Millionen von Menschen schauen und hören ihm zu, entweder in Washington auf der Mall selbst oder an den Fernsehschirmen auf der ganzen Welt. 2008 war sein Jahr. Er hat gegen die haushoch favorisierte Hillary Clinton die Präsidentschaftskandidatur der Demokratischen Partei errungen; er hat den starken republikanischen Kandidaten John McCain besiegt; er hat den ersten modernen Wahlkampf des 21. Jahrhunderts geführt und sowohl mit seiner Organisation der Basis als auch mit seiner Nutzung des Internets Maßstäbe gesetzt; er hat neue Wählerschichten, darunter auch das sog. Selbstverwirklichungsmilieu, mobilisiert; er hat Hoffnung gegeben, inspiriert, mit seinem Erfolg den Rassismus zurückgedrängt, die Bestsellerlisten angeführt und schließlich auch noch den Grammy für seine Hörbuchfassung eines seiner Bücher gewonnen.

Die Antrittsrede krönt diesen unwahrscheinlichen Erfolg und konstituiert zugleich den Übergang vom Phänomen Obama zum Präsidenten Obama. Sie wird wohlwollend aufgenommen. Das Thema, so liest man, das die Präsidentschaft prägen soll, ist das gleiche wie dasjenige, das die Kampagne getragen hat: Alle tragen Verantwortung für das Gemeinwohl. In Europa wurden Obamas Äußerungen – auch und gerade im Rahmen

seiner Inaugurationsrede – als »Hau-Ruck-Rede«, als Einstellung der amerikanischen Bevölkerung auf schwere Zeiten und als Appell an die Verantwortung jedes Einzelnen verstanden. Die Überschrift, unter der sie auf Deutsch publiziert wird, lautet »Eine neue Ära der Verantwortung«.

Natürlich, es geht um ein Modell republikanischer Demokratie. Aber es geht zugleich um mehr. Die Antrittsrede enthält Sätze, die einem Europäer, der sie nicht als Rhetorik weglächelt, den Atem nehmen müssten. Hier sind einige Beispiele. Bereits der erste Satz lautet: »Ich stehe heute in tiefer Demut vor der uns bevorstehenden Aufgabe, [...] eingedenk der Opfer, die unsere Vorfahren gebracht haben.« – Obama fährt fort:

Die mutigen Amerikaner, die in dieser Stunde in abgelegenen Wüsten und fernen Gebirgen auf Patrouille gehen, haben uns etwas zu sagen, genau wie die gefallenen Helden, die in Arlington liegen und deren Wispern wir durch die Jahrhunderte hören. Wir ehren sie nicht nur, weil sie die Hüter unserer Freiheit sind, sondern weil sie den Geist des Dienens verkörpern, eine Bereitschaft, in etwas Größerem als sich selbst Bedeutung zu finden.

Aber die Werte, von denen unser Erfolg abhängt – harte Arbeit und Ehrlichkeit, Mut und Fairness, Toleranz und Neugier, Loyalität und Patriotismus –, diese Dinge sind alt. Sie sind wahr. Sie waren während unserer ganzen Geschichte die leise Kraft für Fortschritt. Was wir also benötigen, ist eine Rückkehr zu diesen Wahrheiten. Lassen Sie uns also diesen Tag mit der Erinnerung daran begehen, wer wir sind und wie weit wir gereist sind. Im Geburtsjahr der Vereinigten Staaten, im kältesten Monat des Winters, scharte sich eine kleine Gruppe von Patrioten am Ufer eines eiskalten Flusses um langsam erlöschende Lagerfeuer. Die Hauptstadt war verlassen. Der Feind rückte vor. Der Schnee war rot von Blut.

In diesen Sätzen dämmert eine Dimension, die sich im Paradigma der reinen Rede nicht mehr fassen lässt. Liberalismus und Kommunitarismus teilen eine wesentliche Grundannahme, die darin besteht, dass wir das Politische durch den Diskurs zur Existenz bringen. Im Liberalismus sprechen wir aus dem Urzustand heraus, im Kommunitarismus aus der gesellschaftlichen Einbettung heraus, doch das Wichtige ist, dass wir sprechen. Obama aber zeigt mit diesen und anderen Sätzen immer wieder auf ein Universum des Politischen, das sich nicht im Diskurs erschöpft. Hier wird gehandelt, und zwar auf eine Art, die eine existenzielle Bedeutung annimmt. Die Vorfahren bringen Opfer. Die Toten flüstern uns etwas zu. Der Schnee ist blutdurchtränkt. Die Handlung, von der Obama spricht, besitzt eine drastische Körperhaftigkeit, die sich unmittelbar auf das Leben bezieht. Sie wird in grellsten Farben gezeichnet – der Kontrast zwischen dem weißen Schnee und dem roten Blut ist derart massiv, dass das Bild an Dramatik und Rigorosität kaum zu überbieten ist. Die Jüngeren unter Obamas Zuhörern – eine Gruppe, die sich von Obama besonders angesprochen fühlt – werden

nicht Washingtons Truppen am Delaware oder Thomas Paines *The Crisis* vor Augen haben, sondern Quentin Tarantinos *Kill Bill*, dessen erster Teil mit einem blutigen Zweikampf im sich rot färbenden Schnee endet und ikonenhaft in das Archiv der Populärkultur eingegangen ist – ein Film, der sich gerade dadurch auszeichnet, dass in ihm das Gespräch nichts, die Handlung alles bedeutet. In beiden Teilen des Films gibt es keine einzige Szene, in der das Rachemotiv begründet statt hergezeigt, erläutert statt abgebildet, gerechtfertigt statt umgesetzt wird. Es gibt keine diskursive, sondern nur handelnde Existenz. Die Handlung spricht hier für sich selbst. Obama, der Redner, scheint hier an das vom Wort entkleidete »Ding an sich« zu appellieren, das durch Rede nur verschattet wird – Arbeit und Opfer, Körper und Blut. Wir überschreiten an dieser Stelle den Sinn des Wortes und treten in den Bereich der Haptik und Sinnfälligkeit des rigoros Körperlichen ein – ein Schritt, den uns die politische Theorie weder vorgibt noch erleichtert. Wir scheinen uns in einem Zirkel von Authentizität zu bewegen, in dem wir mit unserem demokratischen Bildungswissen nicht weiter kommen, aber, geleitet von Obama, in einem intuitiven oder emotionalen Wissen angesprochen werden, das uns lange entglitten war.

Gleiches gilt für die anderen Kontraste, die Obama einzieht. Die in Arlington begrabenen Helden wispern zu uns durch die Jahrhunderte. Die Toten nehmen Kontakt zu den Lebenden auf. Auch hier finden wir eine plastische, fast schockierende Divergenz von Leben und Tod, von Gegenwart und Vergangenheit, von materiell und immateriell. Auch diese Divergenz spricht uns nicht auf einer durch Vernunft, Rationalität, Diskurs und Bildung geprägten Ebene an, sondern rührt an tiefere, vielleicht primitivere Schichten.

Was ist uns entglitten? Ein politisches Wissen, das uns den Gebrauch von Vokabeln wie »Liebe« oder »Opfer« ermöglicht. Obama kann beides mit Leichtigkeit und Emphase, je nachdem, für das Politische benutzen. Wir nicht. Man kann auch so formulieren, dass uns kein Wissen entglitten ist, sondern Wissen um das Wesen und die Möglichkeiten des Politischen hinzugekommen ist, das uns verbietet, diesen Sprachraum zu betreten. Ich werde darauf gleich zurückkommen.

Im Moment ist es interessant zu sehen, dass wir, die Europäer, Obamas Worte als Verantwortungsdiskurs verstehen, während er doch in Wirklichkeit über Loyalität redet. Loyalität ist Verantwortung in vielerlei Hinsicht entgegengesetzt. Loyalität kann es immer nur im Hinblick auf etwas ganz Bestimmtes – ein historisch Gegebenes – geben. Eine abstrakte Loyalität ist nicht denkbar. Man kann nicht gegenüber »der Menschheit« loyal sein; ebenso wenig kann man gegenüber Fremden, der Zukunft oder noch nicht Geborenen loyal sein. Loyalität kann man nur innerhalb eines bestimmten,

konkreten Personenkreises als solche festmachen, etwa Loyalität gegenüber Freunden, der Familie, der politischen Partei, der Kirche oder dem Staat. Diese Beziehungen zeichnen sich dadurch aus, dass ich mich bereits in ihnen befinde – es sind keine Beziehungen, die ich vielleicht noch eingehen werde. Loyalität ergibt sich also nicht aus Plänen, die ich für die Zukunft hege, sondern aus der Vergangenheit, die ich bereits habe. Dabei ist gleichgültig, ob ich diese Vergangenheit selbst geschaffen habe oder ob ich für sie verantwortlich bin. Niemand kann sich seine Eltern oder Großeltern aussuchen – die Familie ist etwas historisch Gegebenes, das ebenso konkret wie von mir völlig unbeeinflussbar ist. Gleichwohl ist Loyalität eine Tugend, deren paradigmatischer Bereich die Familie ist. Wenn Don Corleone in Mario Puzos *Der Pate* zu seinem Sohn Sonny, der sich gegenüber dem Fremden Sollozzo zu einer unbedachten Äußerung hat hinreißen lassen, sagt: »Santino, lass niemals jemanden außerhalb der Familie wissen, was Du denkst.«, dann mahnt er eine Loyalität an, die Sonny schuldet, ohne sie sich ausgesucht zu haben. Wenn aufgrund Sonnys Fehler der Don angeschossen wird und beinahe stirbt, wird die Schuld deutlich, die eine (sogar unbeabsichtigte) Verweigerung von Loyalität nach sich zieht. Mangelnde Loyalität tötet unsere Eltern; sie leben nur, wenn wir loyal sind. Um wieviel schlimmer ist eine beabsichtigte Verweigerung von Loyalität! Es handelt sich dabei nicht nur um eine Art schwerwiegender Meinungsverschiedenheit, sondern um Verrat. Der Staatsbürger, der gegen sein Land kämpft, stößt auf ungleich mehr Verachtung als der fremde Feind, der dies aus exakt den gleichen Motiven heraus tut. »Die schlimmsten Epitheta sind der Sünde des Verrats vorbehalten«, schreibt George Fletcher: »Den besonderen Formen des Verrats – Ehebruch, Landesverrat, Götzendienst – haftet allen der Geruch des Bösen an.«

Das Böse leitet sich aus der Achtlosigkeit – der Verachtung – ab, mit der der Verräter mit der Vergangenheit umgeht. Es ist ja diese Vergangenheit, die ihn selbst hervorgebracht hat, sei es im Privaten als Spross einer Familie oder im Öffentlichen als Bürger eines Staates. Blickt man vom Topos des Verrates auf den Staat, so besteht das unausgesprochene Vorverständnis darin, dass die politische Gemeinschaft nicht weniger als die Familie die individuelle Identität schafft, formt und stabilisiert. Uns mag ein solches Vorverständnis heute fremd erscheinen, weil wir uns nicht durch die politische Gemeinschaft, sondern durch uns selbst erschaffen sehen: Wir sind autonome Wesen, die sich ihren Sinn nicht vom Staat geben lassen, sondern ihren autonom geformten Sinn dem Staat mitgeben. Freilich wird man nachdenklich, wenn man sieht, dass nach wie vor Verrat nicht nur strafrechtlich bedroht, sondern auch imaginativ ganz einsichtig ist.



Das Böse des Verrats an der Familie ist nicht nur der Verrat an den Eltern, sondern vor allem der Verrat am eigenen Ursprung – an sich selbst. Diese Selbstaufgabe ist so widernatürlich, dass bereits der alttestamentarische Gott Moses das Verbot mit auf den Weg gab. Die gleiche Widernatürlichkeit hat die politische Genealogie im Verhältnis von Bürger zu politischer Gemeinschaft installiert und bis heute aufrecht erhalten. Auch die politische Gemeinschaft haben wir nicht persönlich erschaffen; wir können für ihren Zuschnitt nicht verantwortlich gemacht werden, denn wir besaßen keinerlei Einfluss auf sie. Gleichwohl werden wir unmittelbar in eine politische Gemeinschaft hineingeboren, deren Stempel wir auf der Stirn tragen, wenn wir uns ›Bürger‹ nennen. Es findet ein natürlich erscheinender, aber in seiner Unergründlichkeit ganz unwahrscheinlicher Austauschprozess statt, der den Bürger zum Teil der politischen Gemeinschaft, eines größeren Ganzen, werden lässt. Wir werden auf das Mysterium dieses seltsamen Prozesses noch ausführlicher zu sprechen kommen müssen, denn es liegt im Zentrum von Obamas politischem Körper.

Wenn wir bei Obama hingegen nur das Wort »Verantwortung« hören, zeigt sich darin das Unverständnis dessen, der nur das hört, was er selbst kennt. Verantwortung besitzt eine ganz andere Form als Loyalität. Verantwortung lehnt im Kern den privilegierten Platz ab, den das historisch Gegebene und Bestimmte in der Form der Loyalität besitzt. Verantwortung kümmert sich viel weniger um die Vergangenheit. Sie schaut auf das Mögliche, nicht auf das Bestehende. Daher gibt es hier eine starke Tendenz in Richtung Universalität. Wer verantwortlich handelt, tut dies häufig zugunsten universeller Prinzipien wie Gerechtigkeit oder Vernunft. Die europäische Vorstellung von politischer Verantwortung ist geprägt durch eine diesseitige Auffassung von »Arbeit«. Wir haben ein Ziel oder eine Ambition; dafür arbeiten wir und nehmen Lasten auf uns. Arbeit braucht Zeit und Mühe, Erfolg ist nie sicher. Wir arbeiten, dann sterben wir. Wir sehen uns überwältigt von der Widerspenstigkeit des Arbeitsmaterials, mit dem wir unsere Ideen umsetzen wollen; die Umstände bezwingen uns; wir werden im Stich gelassen vom versagenden Körper und vom mangelnden Willen. Wir arbeiten, bis wir sterben, und werden dennoch nicht fertig, denn die Welt droht beständig, zur Unordnung zurückzukehren.

Diese Vorstellung besitzt tiefe ideengeschichtliche Wurzeln im zweiten Teil der biblischen Schöpfungsgeschichte (1Mos 2,5-25), in der Gott den Menschen in den Garten Eden stellt, »dass er ihn bebaute und bewahrte«. Arbeit und die damit einhergehende Verantwortung stehen immer im Zeichen der Bedürfnisse; man benötigt handwerkliches Geschick, ein Projekt und einen Plan. Dies gilt auch für die Arbeit des Politischen.



Arbeit ist ein Weg, Bedeutung in die Welt hineinzulesen. Die Welt besitzt für uns nicht »automatisch« irgendwelche »natürlichen« Bedeutungen. Sie besitzt die Bedeutungen, die wir in sie hineinlesen. Wie der aus dem Paradies vertriebene erste Mensch müssen wir der Welt diese Bedeutungen abringen, indem wir sie ihr konstruktiv einschreiben. Die Welt selbst ist leer: Adam und Eva müssen aus einer Welt, in der das Sein und das Gute identisch war, in eine Welt gehen, in der das Sein und das Gute erst durch die eigene Arbeit verknüpft werden. Der Mensch kennt nach seiner Zeit im Paradies das Gute, doch existiert es nun nur noch als seine Idee. Diese Idee muss der Welt, dem Sein, noch eingearbeitet werden. Ohne Arbeit wird die Welt nichts hervorbringen – weder ausreichend Nahrung noch Sinn. Sie bleibt Staub und steht dem Menschen als ontologische Leere gegenüber: Sie repräsentiert damit den Tod. Der Mensch wird sterben und wieder zu Staub werden. Nach dem Sündenfall existieren wir nur noch im Schatten unseres eigenen Todes; unsere Arbeit wird zum Ende kommen, wir sterben, und unsere Welt wird sich buchstäblich in Nichts auflösen. Die Konstruktion einer menschlichen Welt – einer Welt mit unserem menschlichen Sinn – ist viel Arbeit. Der Mensch verbringt sein gesamtes Leben damit, sich eine sinnvolle Welt zu bauen und aufrecht zu erhalten. Die gesamte Tätigkeit – also unser gesamtes Leben – ist durch die Erfahrung von Anstrengung, Mühe, Kargheit, Begrenztheit und Erfahrungen des Scheiterns gekennzeichnet. Sicher ist, dass wir sterben werden; unsicher, ja ganz und gar unwahrscheinlich ist, dass wir durch Arbeit weiterleben werden. Arbeit ist ein Weg, den Tod hinauszuschieben. Aber wir wissen, dass verschoben nicht dasselbe wie aufgehoben ist, und dass wir uns nur eine Frist erarbeiten können. Wir arbeiten, um uns in der Welt, die wir aufbauen, zu Hause fühlen zu können. Aber die Trennung zwischen Subjekt und Objekt, zwischen uns selbst und der Welt, können wir nie überwinden. Das Bewusstsein unseres Todes macht diese Trennung ewig permanent: Wir sterben, aber die Welt geht ohne uns weiter. Unsere verkörperten Ideen mögen uns überleben, aber auch sie sind dem Zahn der Zeit ausgesetzt und werden eines Tages untergehen. Unsere schlimmsten metaphysischen Befürchtungen hat inzwischen die Wissenschaft bestätigt. Unserem Tod wird der Tod von jedem und allem folgen. Eines Tages wird die Sonne erkalten und die Welt zu Ende sein. Geschichte wird dann aufhören zu existieren. Dass es bis dahin noch lange dauert, ist kein Trost, denn Eschatologie war nie an begrenzte Zeiträume gebunden, sondern umfasste immer die Zeit als solche. Das Beste, was wir erhoffen können, ist, unseren Kindern auf ihrer eigenen Bahn zum Tod den Start leichter zu machen, indem wir verantwortlich für zukünftige Generationen handeln.

Zu dieser Erzählung, die so alt wie die Menschheit sein dürfte und in der Ideengeschichte tief verwurzelt ist, tritt eine Gegenerzählung, die nicht weniger tief in uns und unserer Geschichte steckt. In ihr hat der Mensch größere Ziele, als den Tod nur aufzuschieben: Er will den Tod überwinden. Arbeit und aufgeschobener Tod können dieses Verlangen nicht beantworten. Man findet sich nie vollständig absorbiert von der endlichen Welt der Arbeit, sondern besitzt immer eine vage Erinnerung an die Unendlichkeit, die Teil des Menschseins ist. In Mythen muss nie die Unsterblichkeit, sondern immer die Sterblichkeit erklärt werden: Der Sündenfall, der die Vertreibung aus dem Paradies und damit den Tod zur Konsequenz hatte, ist nur ein Beispiel von vielen. Der Tod ist für die Seele des Menschen immer ein Widerspruch. Daher suchen wir nach dem Subjekt, als das wir uns ohnehin kennen: das Subjekt, in dem Bewusstsein und Sein übereinstimmen; das Subjekt, das nicht das Produkt von Arbeit, sondern die unerschöpfliche Quelle von Sinn ist; das damit das Fundament einer Welt ist, dem Arbeit lediglich Ausdruck verleiht.

Auch diese Vorstellung besitzt tiefe ideengeschichtliche Wurzeln, nämlich im ersten Teil der Schöpfungsgeschichte (1Mos 1,1-31; 2,1-4). Dort gehört es zu den Aufgaben des Menschen, die Schöpfung zu benennen und den Dingen Namen zu geben. Die Namensgebung lässt ihn die Objekte in repräsentativer Form besitzen; der performative Akt der Benennung lässt die Frage nicht zu, ob der Mensch »Recht hat« oder den »richtigen« Namen gegeben hat. Es handelt sich vielmehr um einen Nachvollzug des göttlichen Kurationsaktes, der den Menschen als Bildnis Gottes erscheinen lässt. Mit dem Sündenfall ändert sich all dies; der Mensch besitzt nicht mehr in repräsentativer Form die ganze Welt, sondern bewohnt nur noch einen Teil von ihr. Er ist in die Welt geworfen und muss sich mühen, sowohl um das Objekt seiner Arbeit herzustellen als auch um das Objekt seiner Repräsentationen zu begreifen.

Doch es bleibt das Bewusstsein eines unermesslichen Wertes unserer selbst, der nicht an Arbeit und Mühe gekoppelt ist. Es ist diese Erinnerung an das Selbst in einer Welt, in der Bewusstsein und Sein eins waren, in der der Mensch die Quelle unendlichen Sinns und das Fundament einer ganzen Welt von Bedeutungen war, in der er die Macht der Benennung aller Kreatur hatte – es ist diese Erinnerung, die uns mehr sein lässt als nur Arbeiter auf dem Feld des Symbolischen. Aufgrund dieser Erinnerung wissen wir, dass die Welt ganz und gar uns gehört und wir sie benennen können. Wir nennen die Trümmer und Überbleibsel dieser Welt – das, was uns als Erinnerung geblieben ist – häufig »Würde«. Die Unüberwindbarkeit der Trennung von Subjekt und Objekt ist darin aufgehoben. Dies ist der Mo-

ment, in dem das Unendliche und das Endliche sich vereinigen; in dem das Heilige auf das Profane trifft. Wir kennen diese Momente im Religiösen (und vielleicht auch im Ästhetischen, in der Kunst und der Musik) als Offenbarung und im Privaten als Liebe. Wir kennen sie auch im Politischen. Dort ist es der Moment der Präsenz von Souveränität und Opfer.

Souveränität ist in der Geschichte des westlichen Staates ein Konzept, das den Souverän so nah wie möglich bei Gott ansiedelt. Daher ist der zentrale symbolische Baustein von Souveränität die Idee des »neuen Adam«, des Nachfolgers Christi gewesen. Der Monarch der politischen Theologie der frühen Neuzeit ist der Schnittpunkt von Endlichem und Unendlichem und besitzt damit genau das, was der Mensch nach dem Sündenfall verloren hat. Er existiert in einem anderen zeitlichen und räumlichen Universum als normale Menschen. Von Marc Bloch kennen wir die heilenden Wunderkräfte der Könige, von Ernst Kantorowicz die Verdoppelung der Königskörper. Der Monarch war immer mehr als das, was man sah; sein Körper war nicht nur ein natürlicher Leib, sondern auch ein vollständig in die symbolische Ordnung investierter Leib. Sein Körper war auch der mystische Körper des Staates – nicht als Landkarte, sondern als Präsenz. Ebenso wie er omnipräsent war, war er auch zeitlos und unsterblich. *Le Roi ne meurt jamais*, die *Regia Dignitas* oder die *Regia Maiestas* starb niemals, auch wenn die einzelnen Manifestationen des Souveränen kommen und gehen. Auch sein Wissen war so vollständig, wie seine Präsenz umfassend war; sie war nicht enzyklopädisch, sondern deshalb vollständig, weil Sein und Wissen für ihn dasselbe war.

Der Souverän muss sich nicht der Mühsal der Arbeit unterziehen, denn er ist bereits metaphysisch vollständig. Er stirbt nicht; daher sind seine Körperfunktionen nicht Gegenstand von Scham, sondern von ritualisierter Feierlichkeit. Ihm nah zu sein bedeutet, in der Gegenwart des Heiligen zu sein. Er kann kein Unrecht begehen; sein Wort ist das Gesetz, denn bei ihm gibt es keine Trennung zwischen Idee und Handlung. Aus diesem Grund hält er das Leben aller in seiner Hand: Schuldig/unschuldig, Freund/Feind oder Leben/Tod sind abhängig von seinen Worten. Sein und Sollen ist dasselbe. Alle Existenz ist damit ein Ausdruck von Souveränität. Der Souverän besitzt das, was der normale Mensch verloren hat: die Macht des Benennens aller Kreatur.

Dies ist die Form des Magischen und Mythischen. Wenn wir eine solche Beziehung zwischen Idee und Materie herstellen können, sind wir in der Präsenz des Heiligen. Diese Beziehung ist nicht durch Arbeit hergestellt, sondern durch das Wundersame. Es ist das Wunder eines Monarchen, der eben auch die Skrofeln heilen kann – jedenfalls bis zur Zeit der Revolutio-

nen. Wenn wir nicht Ludwig XVI., sondern den Bürger Louis Capet sehen, müssen sowohl die Einheit von Wort und Handlung als auch die heilende Wunderkraft zum Ende kommen.

Die Könige haben ihre Macht zur Inkarnation des Heiligen verloren, doch folgt hieraus nicht, dass das moderne politische Leben in einer säkularisierten Welt stattfindet. Die gleiche unmittelbare Beziehung zwischen Idee und Materie ist im Volkssouverän auffindbar. Auch der Volkssouverän besitzt die Macht, eine eigene Welt zur Existenz zu bringen. Dies ist der Grund, auf dem eine Verfassung steht. Wir sind an eine Verfassung gebunden, weil wir Teil des Volkssouveräns sind. Die Verfassung spricht eine Sprache, die unsere Sprache ist. Will man den zeitübergreifenden Charakter der Verfassungsbindung begreifen – das Gebundensein der heute Lebenden durch in der Vergangenheit liegende Handlungen –, kommt man um das Konzept des mystischen Körpers des Souveräns nicht herum. Konsentstheorien können hier ebenso wenig erschöpfend Auskunft geben wie Theorien zur Entscheidung durch Mehrheitsabstimmung. Der Volkssouverän ist nicht lediglich die zeitgenössische Mehrheit. Die Handlung des Volkssouveräns begründet die Welt des Nationalstaates durch die Re-Präsentation einer Quelle von Letztbedeutung, die sich in der Geschichte eines Nationalstaates entfaltet. Die Bedeutung von Souveränität ist nicht erschöpft durch die Erklärung bestimmter Handlungen oder durch die Erfüllung bestimmter prozeduraler Bedingungen. Sie wird immer wieder neu imaginiert und ausgearbeitet; die Revolution oder die Verfassungsgebung stellt Bedeutungen zu Verfügung, an denen sich ein Staat kontinuierlich abarbeitet.

Souveränität ist damit in Herkunft und Bedeutung unhintergebar religiöser Natur. Der Ort von Souveränität mag sich ändern – etwa vom Monarchen zum Volk wandern –, doch ändert sich dadurch nicht der transzendente Charakter von Souveränität. Die Souveränität Gottes wird zur Souveränität des Königs, die zur Souveränität des Volkes wird und schließlich zur Souveränität des Menschen. Dort manifestiert sie sich im Gedanken der unsterblichen menschlichen Seele inmitten einer gefallenen Welt. Dies ist die Umsetzung genau jener Erinnerung an die Unendlichkeit des Menschen. Ohne sie ist der Mensch zur Arbeit verdammt, die immer immanent bleiben muss und uns kaum etwas versprechen kann. Weil das zu viel verlangt wäre, findet der Mensch in sich die Kraft zu glauben.

Dieser Glaube ist im Politischen zunächst an den *Pluralis maiestatis* gebunden. Jedes Mitglied des politischen Körpers ist Teil des souveränen Körpers. Dieser ist – als natürlicher und als politischer Körper – ebenso verdoppelt wie der Mensch, der einerseits im Natürlichen, Immanenten

an die Mühsal und Arbeit gebunden ist, der andererseits am Wunder des unsterblichen Souveräns teilhat. Die Teilhaftigkeit ist gleichfalls doppelter Natur und keine Einbahnstraße: Einerseits besteht der mystische Körper aus den Körpern der Bürger: Der souveräne Körper benutzt die Körper der Bürger, um eine materiale und historische Präsenz zu haben. Anschauungsmaterial hierfür finden wir im Frontispiz von Hobbes' *Leviathan*. Dass der mystische Körper aus den leibhaftigen Körpern der Bürger »besteht«, deutet bereits an, dass es hier nicht um reine Repräsentation geht. »Bestehen« ist nicht das Gleiche wie »bedeuten«. Mystische Einheit weist den Weg in Richtung Transsubstantiation. Andererseits nutzen die Bürger, als Teil des souveränen Körpers, den Souverän als Identitätsstifter. Sie haben an den wundersamen Eigenschaften des Souveräns teil. Sie besitzen nun eine Vergangenheit, die hinter ihre Geburt zurückreicht, und eine Zukunft, die ihr Sterben übersteigt. Die Kraft dieses metaphysischen Versprechens ist religionsgleich. Nun überleben die Monarchen die Aufklärung nicht; doch das Konzept von Souveränität überlebt und wandert ins Volk. Aus dem pluralis maiestatis wird das plurale »Wir«. Amerika kennt dies als Volkssouverän »We the People«, den berühmten Anfangsworten der amerikanischen Verfassung. Nach wie vor findet die Einbettung des Bürgers in dieses »Wir« statt. Nach wie vor ist der Volkssouverän nicht weniger unser Produkt als wir das Produkt des Volkssouveräns sind.

Die Imaginationsform des Heiligen, des mystischen Körpers und des Opfers ist uns heute in Europa weitgehend fremd. Wir kennen sie aus anderen symbolischen Formen, vor allem der Religion und der Liebe, aber auch der Musik und der Kunst. Unsere Narrationen des Politischen sind freilich anders. Sie erzählen vom Fortschritt in der Vernunft, zu der Recht als Durcharbeitung des Gerechten beiträgt. Um den abstrakten Fortschritt materiell zu grundieren, zieht diese Fortschrittserzählung eine Politik nach sich, die das Wohl des Körpers in den Mittelpunkt stellt. Aus dieser Perspektive muss eine Politik des Opfers absurd, gefährlich und pathologisch erscheinen. Und doch existiert eben diese Gegennarration – vielleicht nicht als hegemoniale Erzählung, aber als eine unter mehreren. Viele Staaten organisieren die Geschichte ihrer Nation nicht um das Wohl, sondern um den Schmerz herum. Das ist die Geschichte der geschlagenen Schlachten, der gewonnenen oder verlorenen Kriege, der von Menschen verursachten Katastrophen oder Naturkatastrophen, denen man getrotzt hat. Wenn Verluste betrauert und erinnert werden, sind dies Rituale transtemporaler Einheitsbildung. Das kollektive Gedächtnis speist sich dann häufig aus Geschichten vergangener Opfer und legt das Fundament für eine patriotische Identifikation mit der politischen Gemeinschaft: die Liebe zur Nation als

nationaler Mythos. Die Liebessemantik ist nicht romantisierend, sondern eine Logik der Struktur symbolischer Formen. In der Liebe ist der Graben zwischen Sein und Sinn überbrückt, und man kann sogar den Tod überwinden. Mit dem gleichen ozeanischen Gefühl (in Freuds Worten) ist die Gegennarration des Staates angefüllt, und das zu Recht; auch dort erscheinen Sein und Sinn wieder als eins, und finden uns, als Teil des Volkssouveräns, an einem Ort der Transzendenz wieder, in dem Raum und Zeit außerhalb des Normalen existieren und in dem Leben und Tod ihren Platz gewechselt haben. Dies ist Teil der christlichen Genealogie der Gegennarration, in der Tod Wiedergeburt in Christi bedeutet und die Bewegung vom Opfer (Abraham und Isaak) zum Selbstopfer (Christus) vollzogen wird. Liebe ist vielleicht unvereinbar mit Vernunft, aber nicht mit Schmerz. In Deutschland und wohl in ganz Europa ist diese Gegennarration so gut wie abgeschnitten. Wir verstehen es als Fortschritt, wenn das Politische in keinem transzendenten Raum existiert und der Bundespräsident auf die Frage, ob er sein Land liebt, nur mit dem Verweis auf seine Frau antworten kann.

In Deutschland, vielleicht auch in Europa, denken wir häufig, das Politische sei nur harte Arbeit. Wir besitzen keine Worte mehr für die Form des Opfers, und wo die Worte fehlen, geht bald auch die Vorstellung verloren. Es scheint häufig, als sei uns der Widerpart zu Verantwortung und Arbeit abhanden gekommen. Während sich die Erinnerung an die Unendlichkeit des Menschen in Amerika auf Souveränität, Loyalität, Einheit und Opfer bezieht, bezieht sich diese Erinnerung in Europa auf die Würde. Während das erstere über eine Einswerdung mit dem Kollektiv funktioniert, funktioniert letztere über eine Einswerdung mit sich selbst. Ersteres setzt den Einzelnen dienend mit dem Staat in Verbindung, damit dieser historische Präsenz hat; letztere setzt den Staat dienend mit dem Einzelnen in Verbindung, damit dieser seine Würde voll entfaltet erleben kann. In der ersteren Vorstellung schreibt der Staat seine Bedeutung dem Einzelnen auf den Körper; in der letzteren Vorstellung lässt sich der Einzelne seine individuelle Bedeutung körperlich vom Staat versichern. Ersteres besitzt leichten Zugang zum geopfertem Körper, denn dort kommen Sein und Sinn zusammen; letzteres besitzt leichten Zugang zur Wohlfahrt des Körpers, denn Sinn ist privat. Daher kennt ersteres die Sprache der Liebe im Öffentlichen, letzteres nicht. Hier ist deutlich, dass die eine symbolische Form viel stärker mythisch geprägt ist, während die andere Wunder nur noch als Wirtschaftswunder kennt. Der arbeitende Mensch kann sich nicht retten und bleibt allein. Das Politische ist keine Lösung. Dieser Tatsache ins Auge zu blicken erfordert einen fast existentialistischen Mut. Vielleicht fühlt sich Europa aufgrund dieses Wissens manchmal aufgeklärter als Amerika.

Dabei lohnt sich die Erinnerung daran, dass erstens auch Arbeit und Verantwortung eine symbolische Form sind, eine Vorstellungswelt, an die man glauben kann, aber nicht muss – mehr nicht. Es gibt keine wirklich durchschlagenden Gründe dafür, dass eine symbolische Form oder eine soziale Imagination besser oder fortschrittlicher wäre. Es gibt nur das ewige Spannungsverhältnis des gegenseitigen Unverständnisses, das zwischen unterschiedlichen Imaginationsformen existiert. Zweitens lohnt es sich zu bedenken, dass in Europa etwas verloren gegangen ist, was in Amerika noch vorhanden ist.

## 2. GENEALOGIE IN DEN USA – LINCOLN

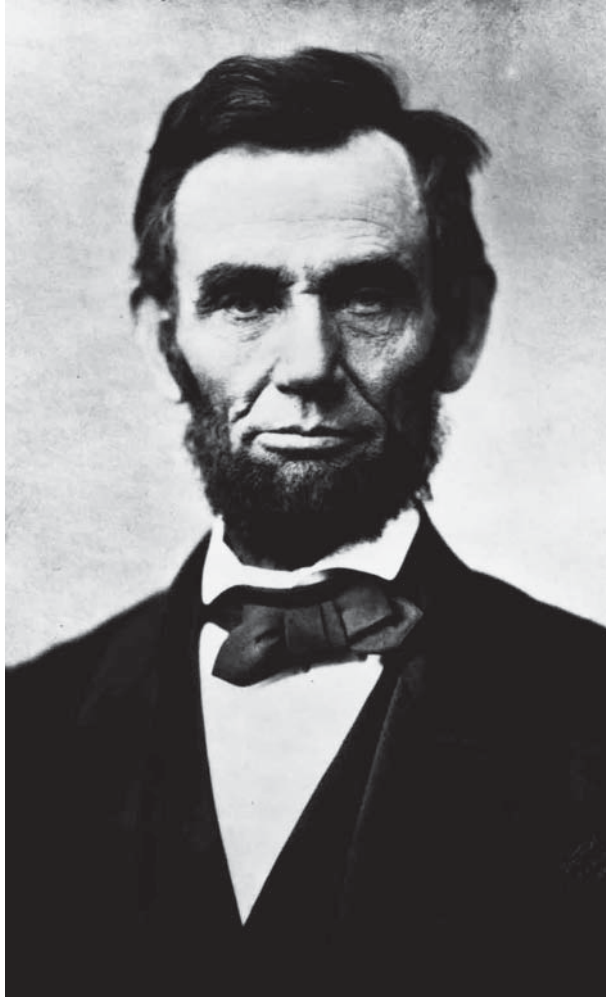
Warum ist in den USA eine solche soziale Imagination plausibel, in Europa aber nicht? Einen Zugang zu den USA erhalten wir, wenn wir Obamas Bezugnahmen auf Abraham Lincoln nicht nur symbolisch, sondern auch genealogisch deuten. Barack Obama hat sich in den letzten Jahren immer wieder auf seinen Amtsvorgänger berufen und in Gestalt symbolischer Handlungen Anschluss an ihn gesucht: Man denke etwa an die Verkündung seiner Kandidatur in Springfield, Illinois, wo Lincolns politische Karriere begann; an den Nachvollzug des Anreiseweges Lincolns zu seiner zweiten Amtseinführung durch Obama, der hierzu einen Zug historisch ausstaffieren ließ; an den auf die Lincoln-Bibel abgelegten Amtseid am 20. Januar 2009; oder an die Kranzniederlegung am *Lincoln-Memorial*.

Natürlich geht es dabei auch um die Vergegenwärtigung des großen Lincolnschen Einigungsprojekts, in dem heute, ebenso wie damals, Gräben zugeschüttet und die »Wunden der Nation verbunden« werden sollen (so Lincoln in seiner zweiten Inaugurationsrede am 4. März 1865); ebenso geht es auch um die neuerliche Aktualisierung des Lincolnschen Emanzipationsprojekts, in dem heute die Rassendiskriminierung ebenso wie damals die Sklaverei überwunden werden soll.

Dies allein aber schöpft die Obstinanz – die in europäischen Augen manchmal in Penetranz umschlägt – der Vereinnahmung Lincolns durch Obama nicht aus. Lincoln besaß ein eigenes Modell demokratischer Selbstregierung und damit amerikanischer politischer Identität, das Obama nun aufgreift. Ein Verständnis dieses Modells öffnet ein Fenster auf Obamas eigenen Begriff des Politischen. Dieser Begriff ist aus europäischer Sicht ebenso faszinierend wie befremdlich. Er lässt vermuten, dass Obamas Entscheidungen, wie erhofft, zwar europäischen Sensibilitäten näher kommen



werden, dass die USA aber in einer Tradition politischen Denkens verbleiben, die die Ambivalenz des transatlantischen Verhältnisses perpetuiert.



*Abb. 2: »Die mystischen Saiten der Erinnerung, die sich von jedem Schlachtfeld und Patriotengrab zu jedem lebendig schlagenden Herzen und jedem Kamin spannen, überall in diesem weiten Land, werden den Chor der Union anschwellen lassen, wenn sie erneut von den besseren Engeln unserer Natur berührt werden.«  
Abraham Lincoln, 16. Präsident der USA.*

Lincolns Verständnis amerikanischer politischer Identität ist durch eine Umbruchsituation geprägt, die weder durch die Sklavenfrage noch durch

den Bürgerkrieg entstanden ist. Jede Demokratie muss erklären können, warum die heutige Generation an politische Entscheidungen der vergangenen Generationen gebunden sein soll. Hierzu bedarf es eines Konzepts, das den einzelnen Bürger mit dem Staat und seiner Geschichte ins Verhältnis setzt. In der Gründungsphase eines Staates ist dies kein Problem, wenn die politische Ordnung die Konsequenz einer Revolution ist. Eine Revolution bricht die Vergangenheit ab und begründet Geschichte neu; die revolutionären Ideen, die die vergangene Herrschaft unterminierten und zu Fall brachten, werden auf die Ordnung des neuen Gemeinwesens angewandt. Dies geschieht im Wege der Verfassunggebung. Das Gründungsdokument speichert diese Ideen, verlängert sie in die Zukunft und lässt überhaupt erst den Schluss zu, dass es sich tatsächlich um eine Revolution und nicht etwa nur um eine Rebellion oder gar um sinnlose Gewalt handelte. Die Gründerväter der USA, die von Revolutionären zu Ingenieuren politischer Ordnung werden mussten, wandten sich dieser Aufgabe durch ausführliche Deliberation zu, die wiederum um Fragen der Wahrheit politischer Wissenschaft kreiste. Die *Federalist Papers* sind Zeuge davon, dass sie im Modus der *Techné*, also der praktischen Konstruktionskunst, die durch ein abstraktes Verständnis der Wissenschaft des Politischen informiert ist, ans Werk gingen. Als Handwerker mussten sie zwischen abstrakter Wahrheit und dem konkreten Staat vermitteln: Geschichte existierte für sie nur als zu formende Zukunft.

Will sich ein Staat aber in der Geschichte erfolgreich behaupten, muss dieses Modell irgendwann aufgegeben werden. Zeitablauf allein sorgt dafür, dass sich die Bürger irgendwann nicht länger als Teilnehmende an politischer Konstruktion, sondern als Bewahrer überkommener Ordnung begreifen müssen. Wissenschaft, Wahrheit und abstrakte Kenntnis helfen hier nicht weiter. Genau vor diesem Problem stand Lincoln, als die Gründungsgeneration und mit ihr das politische Schöpfungsmodell zum Ende kam.

Seine Lösung bestand in einer Umstellung von Wissenschaft auf Mythos und von Zukunft auf Vergangenheit. Er entwarf ein Bewahrungsmodell, in dem der Staat als Organismus erscheint und sich in seinen Bürgern verkörpert. Die im Mythos angelegte Verschmelzung von staatlichem und individuellem Körper funktioniert über den Begriff des Volkssouveräns – »We the People« –, der den Staat durch die Revolution und die sich anschließende Verfassunggebung in seine Existenz gebracht hat und nun als zeitübergreifende Größe die Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpft. Dies geschieht in Form der Verfassung, in der allein sich der Volkssouverän zeigt: Sie ist ebenso das Produkt des Volkssouveräns wie der Bürger das Produkt der Verfassung ist. Der Souverän entleiht als einheitliches Subjekt

seine metaphysischen Eigenschaften (insbesondere seinen transtemporalen Charakter) der göttlichen Souveränität, die im Mittelalter auf den Monarchen und in der Aufklärung auf das Volk übergegangen ist. Zugang zu ihm gelingt nur über den Verfassungstext, der eine Erscheinung des ansonsten verborgenen und zugleich allgegenwärtigen Volkssouveräns ist. Damit wird aus der Verfassung statt eines wissenschaftlicher Analyse und Kritik zugänglichen Dokuments ein Gegenstand ehrfürchtiger Reverenz.

Lincoln bringt dies am eloquentesten in seiner Lyceum-Rede zum Ausdruck, die er am 27. Januar 1838 in Springfield gehalten hat. Er ruft dazu auf, das Recht zur »politischen Religion« Amerikas werden zu lassen, die »von jeder Mutter dem lispelnden Baby in ihrem Schoß eingehaucht«, in den Schulen gelehrt, von den Kanzeln gepredigt, in den Parlamenten verkündet und in den Gerichten durchgesetzt werde; »auf dem Alter dieser politischen Religion« der Nation sollen alle Amerikaner »ohne Unterlass Opfer bringen«. Die Verfassung mag zwar einem Vernunftmaßstab entsprechen, doch entscheidender ist, dass sich in ihr der Volkssouverän zeigt: »Vernunft«, sagt Lincoln, »muss umgegossen werden in Verehrung für die Verfassung und die Gesetze.« Nur solche Ehrerbietung ermöglicht dem Bürger, am Ursprung der Nation als Akt der Selbsterschaffung teilzuhaben. Er ist kein Nachfolger der Gründungsgeneration im genealogischen Sinne, sondern – über »We the People«, den Volkssouverän – identisch mit ihr. Genau hierdurch wird das gegenseitige Austauschverhältnis von kollektiver und individueller Identität ermöglicht.

Lincolns nächster Schritt besteht in der Überlegung, dass Ideen allein noch keinen Staat ermöglichen. Der Volkssouverän hat sich im Gründungsakt nicht lediglich zu Wort gemeldet, sondern hat Taten folgen lassen, die gewalttätiger Natur waren. Die Revolutionäre haben mit ihren Körpern für ihre Ideen eingestanden; diese haben sich unmittelbar auf ihre Körper eingeschrieben. Ihre Körper waren, sagt er in der Lyceum-Rede, »eine lebendige Geschichte, die man in jeder Familie finden konnte; doch diese Geschichten sind vergangen.« Mit dem Vergehen der Revolutionsgeneration geht auch die körperliche, persönliche und familiäre Verbindung zur Vergangenheit verloren. Was bleibt ist die Verfassung, die aber unmittelbarer Ausdruck jener körperlichen Opfer ist. Sie borgt ihre Authentizität von der Authentizität der gezeichneten Körper. Der Weg von der Idee zum Rechtstext verläuft also über den Körper; das Opfer nimmt nun eine Zentralstelle im Denken des Politischen ein. Dies ist Gegenstand von Lincolns berühmter Rede in Gettysburg am 19. November 1863 – einer kurzen Ansprache, die jedes Schulkind in den USA auswendig hersagen kann. Lincoln weiht den Soldatenfriedhof auf dem Schlachtfeld ein, auf

dem wenige Monate zuvor 40.000 Soldaten im Bürgerkrieg gefallen waren. Die Gefallenen, sagt er,

haben diesen Boden weit mehr geweiht, als dass unsere schwachen Kräfte dem etwas hinzufügen oder wegnehmen könnten. [...] Es ist vielmehr an uns, den Lebenden, dem großen Werk geweiht zu werden, das diejenigen, die hier kämpften, so weit und edelmütig vorgebracht haben [...] – auf dass uns die edlen Toten mit wachsender Hingabe erfüllen an die Sache, der sie das höchste Maß an Hingabe erwiesen haben, auf dass wir hier einen heiligen Eid schwören, dass diese Toten nicht vergebens gefallen sein mögen.

Das Opfer für die höhere Sache der Verfassung, das die Gefallenen zu Repräsentanten des Volkssouveräns hat werden lassen, muss eine Fortsetzung in der kontinuierlichen Opferbereitschaft der lebenden Bürger finden, denn diese ist eine Repräsentation, eine Gegenwärtighaltung der Bedeutung des Volkssouveräns.

Dies ist der Boden, auf dem auch Obama steht. Nicht nur ist bereits seine Wahl zum Präsidenten der USA an sich eine Beglaubigung Lincolns: In jedem einzelnen Bürger, der Teil von »We the People« ist, kann man das Ganze sehen. Wenn auch der *unbekannte* Soldat den Volkssouverän in gleichem Maße repräsentieren kann wie der bekannte und gewählte Abgeordnete, weil jeder Bürger im identischen Repräsentativverhältnis von Teil und Ganzem, von Individuum und Staat steht, dann kann auch jeder Bürger unabhängig von realen Unterschieden in gesellschaftlichen Voraussetzungen und Rasse Präsident werden. Obama forciert diesen Mythos zusätzlich, indem er aktiv an Rhetorik und Konzept Lincolns anknüpft. Nicht ohne Grund findet sich der Begriff des ›Opfers‹ an so vielen Stellen seiner Reden. Auch hier prägen die Opfer der Vorfahren die Gegenwart und sind sowohl Obama als auch dem amerikanischen Kollektiv auf den Körper geschrieben. Der richtige Weg, ein Staatsbürger zu sein, besteht in der Treue zu den Idealen, denen diese Opfer gebracht wurden, und in der Bereitschaft zur Wiederholung. Staatsbürgerliche Identität ist das Bewusstsein, dass die Gründungsdokumente nicht »nur« Texte, sondern authentische Zeugnisse von Opferhandlungen für demokratische Ideale sind. Daher ist die Treue gegenüber diesen Dokumenten nicht lediglich ein Akt des Rechtsgehorsams, sondern eine tiefe Bestätigung nationaler Identität. Obama spricht dies auch deutlich aus: »We the People sind den Idealen unserer Vorfäter und unseren Gründungsdokumenten treu geblieben. [...] Wir sind die Hüter dieses Vermächnisses.«

Vermächtnis und Opfer waren blutig; auch hiervor schreckt Obama nicht zurück, sondern formuliert, dass »der Schnee rot war von Blut«,

dass »gekämpft und gestorben« und »geopfert« wurde. Der Verweis auf die existenzielle Unbedingtheit verstärkt aber nur die Loyalitätsverpflichtung: In die Gründungsdokumente und die amerikanische Identität ist das Opfer des eigenen Lebens eingeschrieben. Daher kann Obama an die gefallen amerikanischen Soldaten erinnern, »deren Flüstern wir durch die Jahrhunderte hören«, und sie ehren, weil sie »eine Bereitschaft verkörpern, in etwas Größerem als sich selbst Bedeutung zu finden«. Eben dies ist nach Obama amerikanische Identität: »Es gibt nichts Typischeres für unseren Charakter, als für die Lösung einer schwierigen Aufgabe *alles* zu geben. Das ist der Preis und das Versprechen der Staatsbürgerschaft.«

Das Versprechen der Staatsbürgerschaft ist es, Vergangenheit und Zukunft über das eigene Leben hinaus zu haben; der Preis kann im Selbstopfer bestehen. Obama macht dabei vor sich selbst nicht halt, im Gegenteil. Man meint, eine gewisse Opfersehnsucht zu spüren. Ganz am Ende seines Buches *The Audacity of Hope* beschreibt Obama seine abendlichen Dauerläufe in Washington – wie er zum *Lincoln-Memorial* und zum *Reflecting Pool* läuft. Eine zentrale Stelle besetzen dabei Lincoln und Martin Luther King. Obama läuft figurativ wie tatsächlich auf diese beiden zu, als seien sie (und nicht nur ihre Denkmäler und Erinnerungen) tatsächlich anwesend oder als könne Obama selbst die Zeit transzendieren. Obama liest die Gettysburg-Rede und die zweite Inaugurationsrede; er hört in seinem Kopf die berühmte »I have a dream«-Rede und sieht die 250.000 Zuhörer am *Reflecting Pool*; Lincoln, King und Obama kommen zusammen in einer Einheit, die auf wundersame und wunderbare Weise die Regeln von Zeit und Raum außer Kraft setzt und alle anderen Amerikaner mit sich reißt. Was Lincoln und King ausmacht, sagt Obama in seinem letzten, sich mit ihnen beschäftigenden Satz, bevor er auf die anderen, gesichtslosen Amerikaner zu sprechen kommt, ist die Tatsache, dass sie »in dem Dienst, eine noch nicht vollendete Union zur Vollendung zu bringen, schließlich ihr Leben gaben«. Wir sehen die Attentate, hören die Schüsse; wir wissen von Obama, dass sie starben, weil sie der Verfassung und ihrem Auftrag, die Union zu vollenden, dienten. Ihr Blut ist das Blut, das die Verfassung authentifiziert; ihr Tod lässt uns leben. Das ganze Transsubstantiations-Universum kommt hier zum Einsatz. Obama lässt sein Buch in einer Schlusskadenz enden, die uns zum staunenden Schweigen bringt, denn nun, endlich, schließt sich der Kreis: »Dieser Prozess ist es, wovon ich ein Teil sein möchte.« Die Opfer der Gründer replizieren sich in Lincoln und dann in King. Obama sagt uns, dass er ebenfalls bereit ist. Eine rationale Erklärung für die mystische Einheit gibt es ebenso wenig wie für die Opferbereitschaft. Aufschluss erhalten wir nur jenseits der Vernunft – im Glauben, wie bei Abraham, und in der Liebe, wie bei Obama.

## 3. DEUTSCHLANDS PROTESTANTISMUS

In Deutschland ist das eine fast groteske Vorstellung. Wir haben Abschied genommen vom paulinischen Körperdenken. Der Souverän ist bei uns im wahrsten Sinne des Wortes liquidiert. Transsubstantiation ist passé. Man kann sagen, wir sind politisch reformiert. Denn was ist Reformation? Soweit ich sehen kann, lehnen alle Strömungen des Protestantismus den Gedanken ab, die Kirche sei der Körper Christi. Aus der Transsubstantiation, der wahrhaften Verkörperung des Heiligen in und durch den mystischen Körper, sollte ein System der Repräsentation werden. Die Reformation kündigt das Ende der Wunder an: Christliche Praxis fokussiert jetzt auf die Predigt (nicht die Messe) und den biblischen Text (nicht den Körper Christi). Repräsentation ersetzt als Vehikel zur Kontemplation die magische Welt der Präsenz des Heiligen. Der protestantische Gott kann das Objekt von Diskurs und (streitiger) Auslegung werden. Die Teilnahme am Ritual ist nicht länger der Weg, Zugang zum Heiligen zu erhalten. Der Glaube rückt ins Zentrum und verdrängt dort ritualisierte Handlungen. Kirche ist da, wo Gottes Wort ist. Damit wird zugleich der Bedarf nach Autorität gemindert. Priester genießen nicht länger privilegierten Zugang zum Heiligen; das Amt eines vom Bischof ordinierten Priesters ist nicht mehr notwendig, um die Existenz der Kirche sicherzustellen. Sie genießen nicht mehr Macht als gläubige Laien. Pfarrer und Laien befinden sich nun auf der gleichen Seite der Grenze, die das Endliche vom Unendlichen trennt. Gott ist nun ganz außerhalb des endlichen Körpers. Die Kirche ist eine Kirche des Redens und Auslegens, nicht eine Kirche als Körper. Im Protestantismus wird der Körper konsequent Teil des Alltäglichen, da Glaube eine Sache der einzelnen Seele, nicht des kollektiven Körpers ist. Der Protestantismus löst daher die Klöster auf und schafft das Zölibat ebenso wie die Fastentage und die Flagellation ab: Nichts steht mehr auf dem Spiel, wenn es um den Körper geht.

Zugang zum Heiligen gewährt der biblische Text. Er wird interpretiert; Interpretation schafft immer nur weitere interpretationsfähige Texte. Die Konsequenz des Bauens auf Repräsentation ist daher der innerprotestantische Pluralismus; immer neue Glaubensgemeinschaften scharen sich um immer neue Interpretationen des biblischen Textes. Glauben ist nicht länger durch Vielfalt bedroht, im Gegenteil: Glaube findet seinen angemessenen Ausdruck in Vielfalt. Vielfalt kann hingenommen werden, weil Glaube im Individuum angesiedelt ist. Autorität kann nicht mehr in Realpräsenz und Ritual wurzeln, so dass es zugleich zu neuen institutionellen Formen kommt, etwa der Wahl.

Dies ist Deutschland und sein Begriff des Politischen. Die traumatische Erfahrung Deutschlands auf der Ebene politischer Imagination bestand darin, dass der endliche Charakter von Politik und der transzendente Charakter des Souveräns ineinander fielen. Die Trennung von Quelle und Erscheinung, die konstitutiv für die Religion wie für den Staat ist, schien aufgehoben in der Person Hitlers. Hitler forcierte diese Aufhebung der Trennung durch ein paulinisch und johanneisch vorgetragenes Motiv der Einheit:

Ich habe euch kennengelernt. Ich sehe: Alles, was ihr seid, seid ihr durch mich, und alles, was ich bin, bin ich nur durch euch allein. –  
Wie fühlen wir nicht wieder in dieser Stunde das Wunder, das uns zusammenführte! Ihr habt einst die Stimme eines Mannes vernommen, und sie schlug an eure Herzen, sie hat euch geweckt, und ihr seid dieser Stimme gefolgt. [...] Nun sind wir beisammen; und wir sind jetzt Deutschland! [...] Wenn wir uns hier treffen, dann erfüllt alle das Wundersame dieses Zusammenkommens. Nicht jeder von euch sieht mich, und nicht jeden von euch sehe ich. Aber ich fühle euch, und ihr fühlt mich! Wir sind jetzt eins.

Die Person Hitlers symbolisierte den paradigmatischen Akt des Zusammenfallens von Quelle und Erscheinung. Wenn sich der Souverän zeigt, schweigt nicht nur das Recht; man wähnt sich auch in der Präsenz des Heiligen. Diese setzt das von Rudolf Otto sog. *Mysterium tremendum* in Gang: das Geheime, Mysteriöse, Wundersame, Fremdartige, Unverständliche und ganz Andere und Unfassliche, das Furcht, Gottesschrecken, heiligen Schauer und Ehrfurcht auslöst. Es ist kein Zufall, dass die messianische Resonanz des Zusammenfallens von Quelle und Erscheinung in der Person Hitlers als Echo christlicher Offenbarung und Erlösung verstanden wurde. Dahinter steht das Heilsversprechen eines Sieges über den Tod.

Doch stellte sich heraus, dass das Wunder ein Verbrechen, die Sinngebung ein moralischer Nullpunkt und die heilige Quelle nicht Gott, sondern Satan war. Die transzendente Bedeutung des Staates, der man Erlösung zutraute, erwies sich als das Böse, und die Teilnahme an den Riten hat nicht den Zugang zum Heiligen eröffnet, sondern tiefste Schuld eingebracht. Die Opferbereitschaft hat nicht die Paradoxie der Abrahamschen Opferbereitschaft ausgelöst, dem durch die Opferung seines einzigen Sohnes ein ganzes Volk als Nachkomme versprochen war, sondern hat sich als sinnlos, ja noch mehr als das: als genozidäre Schandtät herausgestellt. Die Realpräsenz des Sakralen, die zuvor ehrfürchtiges Schaudern ausgelöst hatte, entpuppt sich als die Realpräsenz des ultimativen Bösen, die im Rückblick nur noch angeekelte Erschütterung auslöst. Der Souverän, der die normalen Kategorien von Zeit und Raum zu transzendieren schien, hinterlässt nach



wenig mehr als einem Jahrzehnt territoriale Zerstückelung und daneben Millionen ermordete Menschen und unvorstellbares Leid. Der Glaube an die Unsterblichkeit hat nur Tod produziert. Die organische Bedeutungserfahrung in der Transsubstantiation ist nun nur noch eine solche der Banalität des Bösen, in der das Politische die Gläubigen das Moralische hat vergessen lassen. Im Nationalsozialismus schien sich der verborgene Gott zu materialisieren; doch er ist der leibhaftige Satan.

Vor diesem Hintergrund ist es selbstverständlich, dass für Deutschland nach der physischen und moralischen Katastrophe eine Imagination des Politischen ausgeschlossen war, die den souveränen Willen als Quelle von Letztbedeutung ins Zentrum rückt. Deutschland trennt sich vom mystischen Körper und wendet sich vom Denken der politischen Gemeinschaft als organischem Körper ganz ab. Carl Schmitt wird exorziert. Aus Verkörperung wird ein System der Repräsentation; der Körper wird in seine Alltäglichkeit und Immanenz der Werke, des Arbeitens, verabschiedet. Wunder kann es nur noch im endlichen, diesseitigen Markt als Wirtschaftswunder geben. Alle Rituale hören auf; Tod ist Tod, nicht Wiedergeburt. Es geht nun um die Rettung der einzelnen Seele, nicht des Kollektivs. Die Gemeinschaftssemantik wird abgebrochen: Gott ist ein persönlicher Gott; Glaube ist persönlicher Glaube, ein *Privatum*. Dem gemeinsamen Wahn wird Vernunft entgegengesetzt, der menschenverachtenden Willkür des sich selbst offenbarenden Souveräns ein System der Rechte. Die Tatsache, dass ein Souverän spricht, wird invisibilisiert zugunsten der Worte, die er sagt. In modernen Demokratien spricht der Souverän die Worte der Würde und der Menschenrechte, des Rechts- und Sozialstaates und der Demokratie. Wille gerät vollständig aus dem Blickfeld; Interessen und Vernunft bilden nun eine dichotome Matrix des Politischen. Dies ist die Matrix des Liberalismus. Die deutsche Vorstellung des Politischen wendet sich vom souveränen Willen ab und ist misstrauisch gegenüber jeder Sakralisierung politischer Ordnung. Sie zieht sich in den Diskurs von Vernunft und Interessen zurück, ins Immanente, in die Verhandlungsspiele von Interessengruppen, aus deren Konstellationen Vektoren für das kumulative Gemeinwohl gefunden werden können. Das Arkanum des Politischen ist damit in Deutschland unbetretbar geworden.

Das Gespräch ersetzt die Magie. Diskurs, Diskussion, Rede, Wort und Text besetzen die unzugängliche Stelle des *Corpus mysticum*. Es ist kein Zufall, dass der Streit zwischen den großen Konzeptionen politischer Philosophie und Soziologie ein Streit um Kommunikation ist. Bei Habermas geht es um Diskurstheorie; Luhmann knüpft an Kommunikation als Grundeinheit sozialer Systeme an und versteht Handlung lediglich als sys-

teminterne Zurechnungsgröße von Kommunikation, also als Mitteilungshandlung. Gestritten wird um Sprachstrukturen, Wahrheit, Objektivität, das bessere Argument und die normative Feinstruktur der Rationalität. Die Frage nach Gerechtigkeit rückt ins Zentrum politischer Überlegungen. John Rawls wird zum Leitstern des politisch-philosophischen Diskurses, Ronald Dworkin dominiert das Denken über das Recht. Auch bei Rawls geht es um die Bedingungen vernünftigen Sprechens und das Filtern von Leidenschaften hinter dem Schleier des Nichtwissens; so gut wie alle Theoretiker des Liberalismus folgen auf diesem Weg – etwa Jürgen Habermas mit der idealen Sprechsituation oder Bruce Ackerman mit den Gesprächsregeln. Identitäre Umwölkung riecht nicht mehr unmittelbar aus dem Leistungs- und Gewährleistungsstaat heraus, sondern wird umgeformt in einen ein wenig anämischen Verfassungspatriotismus, der sich auf den Verfassungstext, nicht auf das Unaussprechliche hinter dem Text bezieht.

Protestantismus beginnt mit der Reinigung des christlichen Glaubens von falschen Repräsentationen. Am offensichtlichsten ist dies in den eher symbolischen Handlungen des Bildersturms. Nach der Reinigung bleibt nur der Text übrig. Ganz Ähnliches geschieht in Deutschland. Die abgenutzten, missbrauchten und befleckten Riten und Symbole werden abgeschafft oder gereinigt. Sie sind lediglich das, was sie zu sein vorgeben, nicht mehr. Die Flagge repräsentiert etwas, *ist* aber nichts mehr; die Hymne ist Stückwerk und bereits von ihrer Anlage her eine Reinigungsprozedur. Zugang zum Heiligen versprechen beide nicht mehr. Im Zentrum steht allein der für den neuen deutschen Staat grundlegende Text, die Verfassung. Nur aus ihr ergibt sich der Zuschnitt des Gemeinwesens; darüber Hinausgehendes ist inexistent. Wer unvermittelten Zugang zum Kollektiv will, muss unvermittelten Zugang zum Text wählen.

#### 4. SCHLUSS: BERLIN

Wir sind politisch reformiert und aufgeklärt und vergessen daher nicht, dass der Glaube an ein Arkanum des Politischen immer mythischer, un-aufgeklärter, manipulierter, erfundener Natur ist. Wir sind auch historisch gebildet und wissen um die Gefahren eines mythisch aufgeladenen Begriffs des Politischen, die nicht minder existentiell sind als die sinngebenden Momente. Für uns ist dieser Begriff des Politischen daher nicht akzeptabel; der mythische Raum ist für uns unzugänglich. Aber das bedeutet nicht, dass wir für die Magie des Kollektiverlebnisses – die dann, wenn man sich in der Glaubensgemeinschaft vereint, wie die Präsenz des Heiligen wir-

ken kann – unsensibel und für das Versprechen, das dieses Modell des Politischen vorhält, taub sind. Als Bürger Teil eines großen, generationenübergreifenden Organismus zu sein ermöglicht das mystische Austauschverhältnis der Identität: Indem ich meinen Körper investiere, erhalte ich eine Vergangenheit und eine Zukunft, die weit über meine individuelle Zeitspanne hinausreichen. Manchmal, so scheint es, reagieren Politik und Religion doch auf dasselbe menschliche Bedürfnis, indem sie dasselbe Ziel anvisieren. Wir wollen nicht sterben; wir werden leben. Wer könnte einem solchen Reiz widerstehen?

Wir sehen uns – autonom, individuell, einsam und sterblich – und beneiden die anderen, die diesen schönen Traum haben. Wir glauben nicht an diesen Traum. Aber wie ein leises Echo weht uns die ferne Erinnerung daran: als das Organische noch nicht das Dämonische war; als Transzendenz des Politischen noch Erlösung, nicht Verdammnis bedeutete; als Opferbereitschaft noch auf eine göttliche Hand, die den Schlag hemmt, vertrauen und auf eine ganze Nation als Nachkommen hoffen durfte; als die Realpräsenz des Souveränen noch auf das Heilige, nicht auf das Böse hindeutete. Wir können nicht mehr zurück. Wie wir ein ausgeplaudertes Geheimnis nicht mehr ungeschehen machen können, wissen wir: Gewalt ist Gewalt, und wir sind, jeder für sich, allein.

Vielleicht liegt das Europäische gerade in dieser Melancholie. Vielleicht sind nicht Monnet, Schuman, Spaak, de Gasperi, Adenauer, Spinelli und Hallstein die großen Europäer, sondern Männer des Wortes, die nie irgend etwas entscheiden, die allein und melancholisch sind, wie Claudio Magris und W.G. Sebald. Wir leben diese leise Erinnerung laut an der Siegestsäule aus, wenn wir uns mit über 200.000 anderen – einer für politische Ereignisse unvorstellbaren Zahl – um Barack Obama scharen. Hier finden wir das Kollektiverlebnis, das uns irgendwie zu einen scheint, und den einen Körper, der unserer Masse gleichermaßen einen eigenen Körper zu geben scheint.

Aber wir wissen, dass Barack Obama Amerikaner ist. Sein Traum ist nicht unser Traum. Er wird nie die Entscheidungen unserer politischen Gemeinschaft treffen. Er ist uns ein Fremder so wie wir ihm Fremde sind; seine Sprache ist nicht unsere Sprache, seine Welt ist nicht unsere Welt, und sein Kampf ist nicht unser Kampf. Wir lassen uns rühren, wir lassen uns begeistern und davontragen, wohl wissend, dass dies nicht das »eigentliche«, sich um Souveränität scharende Ereignis ist. Wir tun so, als sei es das. Wir schmecken dem Geschmack noch einmal nach, in der Sicherheit, dass Barack Obama gleich wieder zurück in die Vereinigten Staaten fliegen wird. Wir geben uns kurz einem Traum hin, der nicht eigentlich unser Traum ist. Wir schauspielern nicht – wir sind wirklich begeistert, wenn wir Obama an

der Siegessäule erleben, und sind wirklich ergriffen, wenn wir ihn bei seiner Antrittsrede sehen. Aber es ist eine nur geborgte Begeisterung und eine lediglich geliehene Ergriffenheit. Wir lassen uns kurz in eine soziale Imagination entführen, die mystische Saiten der Erinnerung in uns zum Schwingen bringt, denn auch wir sind Menschen, die über ihre eigene kurze Zeitspanne hinaus lange leben, und über ihre individuelle Nichtigkeit hinaus kollektive Bedeutung haben wollen. Wir sehnen uns nach der Sicherheit, dem Aufgehobensein, der Ekstase und der Möglichkeit der Opferbereitschaft. Wir wollen von den besseren Engeln unserer Natur berührt werden.



*Abb. 3: Manchmal ist das Politische existentiell. Das Bild hinter Obama ergreift einen Zipfel Transzendenz. Diese Dimension besichtigen Deutsche nur noch als Touristen der Geschichte und der Vorstellungswelten. Danach gehen sie wieder nach Hause.*

Aber es ist ein »Als ob«, eine kurze Reise, in der wir Touristen der Geschichte und der Vorstellungswelten werden. Danach drehen wir uns um und hören Angela Merkels Kommentar in der *Tagesschau*. Die einzige Utopie, die an diesem Abend ganz und gar ausgeschlossen ist, ist diejenige, die ein junger Obama-Fan auf einem Plakat in Berlin mit sich herumtrug: »Obama for Kanzler«. Barack Obamas Körper ist schon wieder woanders, als wir Angela Merkels Stimme als unsere eigene erkennen.